
KONTRASTIVITÄT

Das Gespräch über die Kontrastivität in der Text- und Diskursforschung

Die kontrastiven Analysen, die je nach der Forschungsperspektive als konfrontativ, vergleichend, komparativ und interkulturell bezeichnet werden, haben in der Wissenschaft eine lange Tradition. Der Vergleich ist ein mentaler Prozess im Alltagsleben jedes Menschen. Er ermöglicht uns, neues Wissen zu gewinnen sowie die Wirklichkeit ein- und zuzuordnen. In der Linguistik haben die kontrastiven Arbeiten in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts einen festen Platz eingenommen. Die theoretischen und empirischen Beschreibungen von Strukturen zweier Sprachen sollten durch den Vergleich der Strukturen der Muttersprache mit denen der Fremdsprache die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihnen zeigen, die dann für den Fremdsprachenerwerb und Übersetzungen hilfreich sein sollten. Es stellte sich aber heraus, dass der Vergleich von grammatischen Systemen für den didaktischen Prozess wichtig ist, aber der Fremdsprachenerwerb sowie die Übersetzungsfähigkeit darin bestehen, die Sprache nicht nur grammatisch korrekt, sondern vor allem situationsadäquat zu gebrauchen. Dafür ist das Wissen über die kulturbedingten Konventionen und Normen des Sprachgebrauchs relevant. Hinzu kommt noch der Paradigmenwechsel selbst in der Linguistik. Die Öffnung für die Sprache als Kommunikations- und Handlungsmittel (Pragmalinguistik), für das kulturelle Potenzial der Sprache (Kognitivistik, Kulturwissenschaften) sowie für neue Untersuchungsgegenstände wie Text und Diskurs stellten die kontrastive Linguistik vor neue Herausforderungen und Dilemmata. Darüber möchten wir mit einigen Forschern aus verschiedenen Ländern Europas, die sich seit Jahren mit den kontrastiven Analysen beschäftigen, diskutieren. Das Gespräch wird sich vor allem auf kontrastive Forschung im Bereich der Text- und Diskursanalyse konzentrieren. Dazu haben wir Prof. Dr. Kirsten Adamzik von der Université de Genève, Prof. Dr. Jerzy Bartmiński von der Uniwersytet Marii Curie-Skłodowskiej, Prof. Dr. Anna Duszak von der Uniwersytet Warszawski, Prof. Dr. Andreas Musolff von der University of East Anglia, Prof. Dr. Mariann Skog-Södersved von der Universität Vaasa und Prof. Dr.

Bernd Spillner von der Universität Duisburg-Essen eingeladen. Für die Bereitschaft, mit uns das Gespräch zu führen, danken wir unseren Gesprächspartnern sehr herzlich. Den Lesern wünschen wir viel Inspiration.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Sie beschäftigen sich seit Jahren mit der Text- bzw. Diskursforschung sowie mit dem sprachlichen Weltbild aus kontrastiver Sicht. Wie war Ihr Weg zu den kontrastiven Analysen? Was haben Sie sich von den kontrastiven Arbeiten versprochen? Welche Erwartungen und Enttäuschungen haben Sie begleitet?

Anna Duszak: Was für ein Weg? Mir brennen unangemessene Worte auf den Lippen. Der Weg ging bergauf, um hier nicht auf deterministische Formulierungen zurückgreifen zu müssen. Der Weg war bestimmt durch die Zeit und das Angebot, das auf dem linguistischen Markt solchen wissenschaftlichen Adepten, wie ich es war, zur Verfügung stand. Es waren also vor allem die generative Semantik und Grammatik, vor denen man in linguistischen Studien, und besonders in Anglistik nicht weglaufen konnte. Dies erregte bei mir ein gendermäßiges Unbehagen: das Gefühl eines anderen linguistischen Geschlechts, andere Bedürfnisse und Interessen und zugleich den Zwang, an der Rolle des linguistischen Gesellen der formalen Linguistik festhalten zu müssen.

Erst in den 70er Jahren, als erweiterte Satzgrammatiken im Rahmen der funktionalen Systemgrammatik von Halliday oder der funktionalen Satzperspektive der tschechischen Schule und dann auch der anthropologisch orientierten Diskursgrammatik (z.B. Givón) präsenter waren, kam es zu einer Erweiterung der „starrten“ Sprachwissenschaft. Das war die erste Nische, in der ich mich beheimatet gefühlt habe. Für mich spielte die Posener Anglistik eine äußerst wichtige Rolle, und vor allem die von Professor Jacek Fisiak initiierten wissenschaftlichen Aktivitäten. Sie wurden mit dem Ziel verfolgt, die linguistische Gemeinschaft zwischen West und Mittel- und Osteuropa zu integrieren. Auch die regelmäßigen und sehr populären englischsprachigen Konferenzen sowie die Zeitschrift *Papers and Studies in Contrastive Linguistics* oder *Studia Anglicana Posnaniensia* dienten diesem Ziel.

Am Anfang ging es eher um die Welten der „Sprachen“ und nicht der „Menschen“, wie wir heute die kontrastiven Forschungen betrachten. Es war aber eine wichtige Phase in der Entwicklung der kontrastiven Grammatiken auf funktionaler Grundlage, vor allem für die Zwecke des Fremdsprachenunterrichts sowie der zwischen-sprachlichen Übersetzungen.

Bestenfalls sah dies so aus meiner Perspektive aus. Heute kann ich mir ja kaum vorstellen, bei meinen Studierenden Interesse für Differenzen in der Wortfolge im Englischen und Polnischen zu gewinnen. Dasselbe gilt auch für die Informationsverteilung in der Mitteilungsstruktur oder für die Thema-Rhema-Artikulation einer Äußerung.

Kirsten Adamzik: Mein Weg zu den kontrastiven Analysen ist sehr stark durch die persönliche Lebensgeschichte geprägt. In einem nahezu vollkommen monolingualen Kontext aufgewachsen, habe ich nicht nur durch die Migrationsgeschichte meiner Familie (aus dem ehemaligen Ostpreußen stammend, dann in Schleswig-Holstein etabliert und schließlich ins Ruhrgebiet verzogen) immer die Kontraste innerhalb einer Sprachgemeinschaft stark empfunden – man versteht sich nicht, obwohl man die ‚gleiche Sprache‘ spricht. Das hat mich zum Studium der Sprachwissenschaft motiviert. In Münster, einem der wenigen Orte, an dem man damals Allgemeine Sprachwissenschaft studieren konnte, traf ich mit Helmut Gipper auf einen Neohumboldtianer, so dass ich mit dem sprachphilosophischen Hintergrund der Weltbild-These früh vertraut wurde. Dass dabei der Einzelsprache die zentrale Rolle zugesprochen wurde, widersprach allerdings meinem subjektiven Erleben, so dass ich mich zunächst auf die ‚innere Mehrsprachigkeit‘ (Wandruszka) bzw., wie man jetzt allgemein sagt, die Varietäten der Einzelsprache konzentrierte und mich dabei im Übrigen in Übereinstimmung mit Humboldts schönem Satz fühlte: „Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt.“

Mit meinem Wechsel nach Genf, einer relativ kleinen, aber multikulturellen und internationalen Stadt, gewann dann die ‚echte‘ Mehrsprachigkeit an besonderer Bedeutung und die Sicht auf die innere verschob sich stark auf die nationalen Ausprägungen des Deutschen. 1989 und die Folgen haben dies natürlich noch besonders befördert.

Was das Alltagsleben betrifft, so erlitt ich in der französischen Schweiz keinerlei Kulturschock, sondern fühlte mich eher in dem Umfeld angekommen, das meinen individuellen Präferenzen entgegenkommt. Außerdem entspricht das Fremdsein in Genf derartig der Normalität, dass man sich gut als Fremde zu Hause fühlen kann. Ganz anderes gilt in Bezug auf die Arbeitswelt, speziell die Wissenschaftskulturen, denn es wurde mir schnell klar, dass man Linguistik im französischsprachigen Raum anders betreibt als ‚bei uns‘. Das hat mich zu einem Forschungsprojekt veranlasst, das diesen Unterschieden im Bereich von Sprach- und Literaturwissenschaft nachgeht. Es hat für mich zwar viele

aufschlussreiche Befunde erbracht, die Unterschiede aber natürlich keineswegs ‚abschließend geklärt‘. Die Frage, was denn eigentlich verschieden ist und worauf das zurückgeht, treibt mich daher bis heute um – sowohl als Gegenstand der Forschung als auch im praktischen Erleben der verschiedenen Kulturen, in denen ich mich bewege.

Mariann Skog-Södersved: Meine Perspektive ist anders: Wer als Muttersprache eine „kleine“ Sprache hat und in einem zweisprachigen Land aufgewachsen ist, kommt sehr früh – anfangs eher unbewusst – mit kontrastiven Fragen in Kontakt. Schon während der Schulzeit interessierte ich mich für das Übersetzen und absolvierte im Studium auch etliche Übersetzungskurse, was zu einer eher systematischen Beschäftigung mit kontrastiven Aspekten führte. Seit mehr als 20 Jahren unterrichte ich darüber hinaus regelmäßig im Bereich Übersetzen, was auch wissenschaftliche Artikel ergeben hat. Vor allem im Bereich der Lexikologie und der Medienlinguistik führe ich kontrastive Analysen durch. Wie sooft bei linguistischen Analysen ist es nicht ganz einfach, das, was man intuitiv meint zu erkennen, tatsächlich nachweisen zu können. Denn man hofft wohl Regelmäßigkeiten finden zu können, die einem z. B. beim Erlernen einer Fremdsprache helfen könnten, Interferenzfehler zu vermeiden. Kontrastive Arbeiten sind besonders wertvoll, wenn man sich, wie in meinem Fall, mit zwei eng verwandten Sprachen (Schwedisch und Deutsch) beschäftigt, um für die auf unterschiedlichen Ebenen zwischen ihnen existierenden Unterschiede sensibilisiert zu werden. Im Bereich der Lexikologie ist es spannend feststellen zu können, wie kulturelle Kontakte langlebige sprachliche Spuren hinterlassen.

Andreas Musolff: Seit meinem (fremdsprachlich ausgerichteten) Studium habe ich mich für kontrastive sprachwissenschaftliche Themen interessiert. Dabei spielten zunächst systemlinguistische Fragestellungen die Hauptrolle, Seitdem ich als „Auslandsgermanist“ in Großbritannien arbeite, hat sich sowohl aufgrund didaktischer Erfahrungen wie auch aufgrund von Forschungsinteressen meine Aufmerksamkeit stärker auf pragmatische, text- und diskurslinguistische Aspekte gerichtet, insbesondere auf den figürlichen (metaphorischen) Sprachgebrauch. Zu dem letzteren liegen inzwischen faszinierende interkulturell- kontrastive Studien vor, die über den Rahmen des europäischen Sprachenvergleichs weit hinausgehen und z.B. asiatische sowie Eingeborensprachen erfassen.

Jerzy Bartmiński: An den kontrastiven Untersuchungen nehme ich nicht als Textlinguist, sondern als Ethnolinguist teil, wenn ich mich mit dem sprachlichen Weltbild im Rahmen

eines internationalen Forschungsprojekts auseinandersetze. Das Projekt wurde von zwei ethnolinguistischen Kommissionen ins Leben gerufen (von der polnischen Kommission, die seit 2008 bei der sprachwissenschaftlichen Kommission der Polnischen Akademie der Wissenschaft tätig ist, und der internationalen, die beim Komitee der Slawisten arbeitet). Das Projekt verfolgt das Ziel, das sprachliche Weltbild der Slawen und seiner Nachbarn zu rekonstruieren und zu vergleichen. Dies soll auch ein Teil des Oppelner Programms der Kontrastierung der slawischen Sprachen werden, das von Prof. Dr. Stanisław Gajda aus Oppeln initiiert wurde.

Vergleichen kann man Texte, Textsorten, ihre stilistische Organisation und Diskurse, wobei nur die Vergleiche auf der Ebene der Lexik und Semantik messbar sind. Persönlich halte ich viel von solchen Rekonstruktionen des sprachlichen Weltbildes der nationalen Sprachen (oder deren Varietäten), die auf Systemdaten (Wortschatz und Grammatik), auf Umfragen und Texten basieren. Die Prinzipien eines solchen Verfahrens habe ich im Buch *Aspects of Cognitive Ethnolinguistics* (London 2009, Equinox) erläutert.

Die Diskussion darüber, was als *tertium comparationis* anerkannt werden soll und welche Konzepte für Vergleiche geeignet sind, wurde in der Zeitschrift „Ethnolinguistik“ (Band 20-23 aus den Jahren 2008-2011) geführt. Die sinnvollste Methode für die kontrastive Semantik hat Anna Wierzbicka erarbeitet. Es handelt sich um eine universelle natürliche Metasprache. Sehr interessant sind ihre Forschungsergebnisse, wenn sie Farben, Gefühle und Textsorten aus verschiedenen Kulturen miteinander vergleicht. Für den interkulturellen Dialog sind Vergleiche von solchen gesellschaftlichen Konzepten wie VATERLAND/HEIMAT, HAUS, ARBEIT, FREIHEIT, VERANTWORTUNG, GLEICHHEIT usw. besonders wichtig, deren Analyse nach derselben Theorie und Methode durchgeführt werden sollte. Dies wurde auch zum Ziel des internationalen Konversatoriums EUROJOS, das beim Slawischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaft tätig ist.

In den letzten Jahren (seit 2006) habe ich am Projekt „Normen und Wertbegriffe in der Verständigung zwischen Ost- und Westeuropa“ von Prof. Dr. Rosemarie Lühr von der Friedrich-Schiller-Universität in Jena teilgenommen. Unsere Arbeiten, in denen wir solche Konzepte wie GLEICHHEIT, VERANTWORTUNG und HAUS auf der Basis der kognitiven Definition analysieren, wurden im Projektband auf deutsch veröffentlicht. Die deutsche Forschungsgruppe (an der Universität Jena tätig und von der Volkswagenstiftung finanziert) hat aber keine einheitliche Arbeitsmethode erarbeitet, deswegen haben die veröffentlichten Analysen über die Wertbegriffe geringen kontrastiven Wert, auch wenn sie sehr interessant sind.

Bernd Spillner: Der Weg zu kontrastiven Fragestellungen liegt in meiner Biographie. Ich habe neben der Allgemeinen Sprachwissenschaft die Fächer Romanistik und Germanistik studiert. Wer sich mit zwei Philologien beschäftigt, kommt gar nicht umhin, ständig sprachvergleichend zu arbeiten und zu denken. Hinzu kommt, dass die Romanistik seit Anbeginn der Disziplin komparativ orientiert ist, innerromanisch und auch im Vergleich mit anderen Sprachen. Dies allerdings traditionell historisch-vergleichend und typologisch. Ich hatte das Glück, in frühen Semestern in der Romanistik bei Mario Wandruszka und Eugenio Coseriu zu studieren, die beide nicht nur begnadet mehrsprachig waren, sondern beide mit ganz unterschiedlichen Theorien und Methoden sprachvergleichend.

Neue Wege zu synchronen und diskursiven Fragen wies die Angewandte Linguistik.

Ich habe daher früh versucht, die rein formalen kontrastiven Vergleiche (im phonetischen und grammatischen Bereich) zu überwinden und eine Kontrastive Semantik vorgeschlagen (Spillner 1971, 1971a), später eine Kontrastive Pragmatik (Spillner 1978, 1988) und schließlich eine Kontrastive Textologie unter Einbeziehung kultureller Elemente (Spillner 1981). Enttäuschend war, dass solche Ansätze seinerzeit nicht ernst genommen wurden und nicht zu Diskussion und Weiterentwicklung Anlass gaben. Positiv zu werten ist, dass sie heute selbstverständlich sind.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Wie bewerten Sie den Stand der kontrastiven Forschung in Ihren Ländern bzw. auf Ihren Forschungsfeldern? Auf welche Aspekte wird besonderer Wert gelegt, welche Aspekte bleiben nach wie vor unberührt, sind aber Ihrer Meinung nach besonders forschungsrelevant?

Adamzik: In meinem Forschungsfeld, d.h. der kontrastiven Textologie, wurden traditionell v.a. einzelne Textsorten sprachvergleichend gegenübergestellt, ohne auf eventuelle Unterschiede in der kontextuellen Verankerung einzugehen. Das war teilweise aufgrund der Auswahl der Textsorten (z.B. Kochrezepte, Lebensläufe oder Wetterberichte) auch kaum möglich. Auch bei stark vernetzten Textsorten wie z.B. Nachrichten und Kommentaren aus der Presse ging es in der Regel darum, sie allenfalls als Subkorpora gegenüberzustellen, nicht jedoch das Zusammenspiel dieser beiden (und vieler anderer) Textsorten zu thematisieren, das für den Sprachteilhaber ja viel relevanter ist. Wenn man sich zudem dafür entscheidet, möglichst ‚gut vergleichbare Presseorgane‘ auszuwählen, kann man gar nicht thematisieren, dass es z.B. in der Romania gar kein Pendant zu deutsch- oder englischsprachigen

Boulevardzeitungen gibt – ein kulturell sehr relevanter Unterschied! Mir scheint es besonders forschungsrelevant, Texte aus ihrem ‚ökologischen‘ Umfeld heraus zu betrachten und Korpora zu bearbeiten, die für Sprachteilhaber potenziell relevante Textmengen darstellen – und natürlich auch ihre Fragestellungen im Auge zu haben. Dabei ist es unverzichtbar, dass man Texte auch als das behandelt, was sie sind, nämlich Sinträger, und nicht Exempla sprachlicher Strukturen. Konkret bedeutet das für Textkorpora, dass die thematische Vergleichbarkeit zentral ist.

Duszak: In Ihrer Frage ehe ich aber eigentlich zwei Fragen. Länder und Forschungsfelder sind aus meiner Sicht nicht dieselben Sachen. Ich lebte (lebe immer noch) in einer schizophrenen Welt: Von der Ausbildung Linguistin, Anglistin, aber Englisch ist für mich eine Fremdsprache (ähnlich wie Deutsch), zugleich bin ich Muttersprachlerin der polnischen Sprache ohne eine polonistische Ausbildung. Sicherlich arbeiten und forschen viele von uns auf eine solche Art und Weise. Immer gibt es Zweifelfälle, entweder im Bereich der sprachlichen Intuition oder des metalinguistischen Wissens.

Der Vorteil, der zugleich paradoxerweise immer auch ein Hindernis darstellte, bestand in der Dominanz der englischsprachigen linguistischen Forschung, die naturgemäß im Mittelpunkt meiner Beobachtung stand. Das konnte auch nicht ohne Einfluss auf die Frage nach der Richtigkeit der anglozentrischen Modelle bei der Beschreibung der Realien anderer Sprachen bleiben, darunter auch des Polnischen.

Meine Erfahrungen aus den 80er Jahren zeigen, dass englisch-polnische kontrastive Arbeiten, die durch polnische Anglisten verfasst wurden, in einem geschlossenen Umlauf waren. Die Polonisten bildeten ihren eigenen Kreis und setzten eigene Forschungsprioritäten, wie z.B. der Vergleich im Bereich der slawischen Sprachen. Ich denke, dass eine Brückenfunktion zwischen der englischsprachigen und polonistischen Forschungsgemeinschaft in Polen in diesem Zeitraum Professor Maria Renata Mayenowa spielte, vor allem die von ihr inspirierten Kontakte mit Tschechien. Abgesehen vom gegenseitigen Zitieren oder der Kontaktpflege kennzeichneten sich die polonistischen und englischsprachigen Strömungen – so meine Meinung – durch eine Parallelsprache, durch gleichzeitige Meta-Diskurse, die manchmal grundsätzlich unterschiedlich waren. Ist heute ein polnisch-englischer Dialog tiefer? Es fällt mir schwer, dies eindeutig einzuschätzen. Der Stellenwert des Englischen als Lingua franca der modernen Wissenschaft nivelliert zweifelsohne die Hindernisse unter den Wissenschaftlern, wenn es um den Zugang zur Fachliteratur oder zur Wahl der

Analyseinstrumente geht. Ob die Integration neuer Themen – wie z.B. Aggression im politischen Diskurs – möglich (notwendig?) ist, ist eine andere Sache.

Man darf aber nicht vergessen, dass sich Anglisten oder englischsprachige Sprachwissenschaftler im Allgemeinen wesentlich früher als Polonisten vom strukturalistisch-funktionalen Korsett der Grammatik befreit haben. Die meisten haben sich mit der Kognitivistik, Pragmatik und dann auch der Diskursanalyse beschäftigt, also mit dem, was sich in der englischsprachigen Fachliteratur so dynamisch entwickelt hat. Ich habe die neuen, allmählich sichtbar werdenden Möglichkeiten mit großem Interesse verfolgt. Mit der Zeit übernahm ich auch die anglozentrische Perspektive.

Wenn ich irgendetwas „bewerten“ sollte, so wäre es schwer, wenn überhaupt begründet (auch hinsichtlich des Formats einer Kurzaussage) oder sogar unangemessen, denn ich habe eine eingeschränkte Bewertungsperspektive. Ich freue mich aber über die Karriere des Diskurses in der polnischen, polonistischen Linguistik. Die Diskursanalyse ermöglicht eine andere Sicht auf die kommunikativen und sozialen Phänomene als es die Textologie oder Textlinguistik möglich machte. Empfehlen würde ich vor allem die Entwicklung der multimodalen Diskursanalyse und der Kritischen Diskursanalyse, was allerdings allmählich erfolgt.

Spillner: In Europa hat sich die kontrastive Forschung weitgehend sehr positiv entwickelt. In jenen Ländern, in denen man rein taxonomisch-strukturalistisch oder generativ arbeitete (und arbeitet), konnte sich die kontrastive Linguistik mangels textueller und kommunikativer Komponenten nicht weiterentwickeln. Auch dort, wo man meint, dass die eigene Muttersprache für die globale Kommunikation ausreicht, besteht keine Motivation mehr für kontrastive Analysen.

Es wird in Europa großer Wert auf interkulturelle Vergleiche gelegt, oft jedoch ohne zu präzisieren, was unter Interkulturalität verstanden wird. Hier müssen – ausgehend von einem einzelsprachenunabhängigen Kulturbegriff – die Kulturunterschiede an umfangreichem Material (also über anekdotische Beispiele hinaus) jeweils bilateral erarbeitet werden.

Musolff: Sowohl die kognitive Semantik als auch die Pragmatik sind gemäß den epistemologischen Maximen der modernen Linguistik im Prinzip universalistisch ausgelegt, d.h. sie gehen davon aus, dass in jedem Sprachsystem alle denkbaren kommunikativen Funktionen erfüllt werden können. Dies hatte in der Fachgeschichte die Folge, dass kontrastiv-vergleichende Fragen und Sprachkontakthänomene lange Zeit nur am Rande behandelt bzw. als primär in „sprachrelativistischer“ Perspektive thematisch aufgefasst und

manchmal abgewehrt wurden. Insbesondere in Teilen der kognitiv orientierten Metaphernforschung hat diese Einstellung zur Annahme universaler „konzeptueller Metaphern“ geführt, sodass kontrastive Strukturen meist nur als kontingente Oberflächenphänomene behandelt wurden, deren Analyse z. T. vernachlässigt oder als Rückfall in Vulgärversionen von Sapir-Whorf'schen oder Humboldtschen Auffassungen abgetan wurde.

Bartmiński: Die kontrastiven Arbeiten, die von Neophilologen durchgeführt werden, konzentrieren sich meistens auf den Vergleich von zwei Sprachen, z.B. Englisch, Deutsch, Russisch usw. und eine Nationalsprache (in Polen ist das Polnisch). Dies ergibt sich aus dem glottodidaktischen Bedarf und ist eine Normalität. Dies reicht aber nicht aus in der Zeit der Europäisierung und Globalisierung, wenn wir mit Mehrdimensionalität der intersprachlichen Relationen zu tun haben. In der Europäischen Union möchte man Informationen über gegenseitige Beziehungen zwischen allen 25 Sprachen haben, die im öffentlichen Umlauf offiziell funktionieren. Wie kann man diese Vergleichbarkeit garantieren? 25 Sprachen, das ist 25 mal 24, was insgesamt, nach der Regel „jeder mit jedem“, 650 Beziehungen ausmacht. Als Lösungen können also nur die parallelen Beschreibungen ausgewählter Elemente (oder Aspekte, Konzepte, Phänomene) dienen. Man kann dem Benutzer auch freistellen, welche Sprachen er miteinander vergleichen möchte. Ein Beispiel dafür kann die russische Publikation unter der Redaktion von Rachelines sein, die beschreibt, wie die Bewegung im Wasser in verschiedenen Sprachen der Welt (160?) ausgedrückt wird.

Skog-Södersved: Ich begrenze mich hier auf den Bereich der (kontrastiven) Phraseologie. Die Phraseologieforschung hat schon lange eine etablierte Stellung innerhalb der Germanistik, und sie konnte auch früh in der finnischen Germanistik Fuß fassen, was Prof. Jarmo Korhonen zu verdanken ist. Er initiierte Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein großes Projekt, das viele kontrastive Arbeiten Finnisch–Deutsch ergab. In einigen Untersuchungen wurde auch das Schwedische berücksichtigt. Wenn es dagegen um kontrastive phraseologische Arbeiten des Sprachenpaars Schwedisch–Deutsch geht, sieht es anders aus. Momentan dürfte ich die einzige Wissenschaftlerin in Finnland sein, die sich mit diesem Thema beschäftigt. In Schweden sind einige Arbeiten entstanden, aber insgesamt viel weniger als zu erwarten wäre. Ein Grund hierfür dürfte sein, dass sich die Teil-Disziplin Phraseologie in der schwedischen Sprachwissenschaft noch nicht richtig hat etablieren können. Es fehlen grundlegende theoretische Arbeiten, die eine Basis für kontrastive

Forschungen bilden könnten. Eine schwedische Kollegin und ich, die wir die kontrastive Phraseologieforschung für wichtig halten, versuchen zur Zeit, einige Lücken zu füllen.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Worauf soll man sich Ihrer Meinung nach bei den kontrastiven Analysen konzentrieren?

Skog-Södersved: Generell festzulegen, worauf man sich bei kontrastiven Analysen konzentrieren soll, ist meiner Meinung nach nicht unbedingt sinnvoll. Jede kontrastive Analyse soll Antworten auf spezifische Fragen liefern. Diese Fragen steuern dann die Analyse. Mit anderen Worten ist hier der Zweck der Analyse entscheidend. Dass die Analysen mithilfe bestimmter, anerkannter kontrastiver Methoden durchgeführt werden, ist dann eine andere Sache.

Musolff: Gegenüber den oben skizzierten Forschungstendenzen, die theoretisch und methodologisch auf zu stark idealisierenden Annahmen beruhen, haben empirisch orientierte, insbesondere korpusbasierte Arbeiten zum Gebrauch von Metaphern einen hohen Grad an inner-(national-)sprachlicher Variation und zwischensprachlicher Interferenz herausgearbeitet. Diese Forschungsergebnisse sind weiter zu konsolidieren, d.h. bei gleichzeitiger kritischer Methodenentwicklung auf neues Belegmaterial auszuweiten und theoretisch abzustützen, einschließlich einer konstruktiven Auseinandersetzung mit dem „Relativismus“-Vorwurf, der m.E. im Wesentlichen auf einer Verwechslung von konzeptuellen und diskursiven Ebenen beruht. So lässt sich z.B. die relativistische Annahme des Vorliegens bzw. Nichtvorliegens eines metaphorischen Konzepts in unterschiedlichen Sprachen oder Sprachengruppen in der kontrastiven Analyse auf pragmatisch-diskursanalytisch zu beschreibende Differenzen zurückführen, die einem methodischen Universalismus nicht widersprechen und auch für die fremdsprachendidaktische Vermittlung fruchtbar gemacht werden können.

Duszak: Es gibt hier gewisse alte und erprobte Prinzipien. Einige sprechen hier vom tertium comparationis in der kontrastiven linguistischen Forschung (unter den polnischen Anglisten hat sich damit Professor Tomasz Krzeszowski beschäftigt). Diese Frage kann wie folgt formuliert werden: Was kann man womit vergleichen, sodass uns die reale Vergleichbarkeit glaubwürdig auf die realen Unterschiede hinweisen kann? Wie die Engländer sagen: „Man kann Äpfel nicht mit Birnen vergleichen“. Soweit der Vergleich auf der grammatischen,

semantischen oder syntaktischen Ebene relativ einfach ist, so ist der Vergleich von pragmatischen und diskursiven Kategorien mit einigen Problemen verbunden. Was macht die Vergleichbarkeit von (Makro-)Sprechakten, Texttypen, besonders der Textsorten, aus, die in unterschiedlichen diskursiven, gesellschaftlichen und kulturellen Domänen, in unterschiedlichen historischen Entwicklungsetappen einer Sprachgemeinschaft funktionieren? Die Schwierigkeiten ergeben sich schon bei der Ausgangsfrage: die Definierbarkeit solcher begrifflichen Konstrukte und die Differenzierung der Spezifik dieser Konstrukte in unterschiedlichen Sprachen und Kontexten. Historisch gesehen war der Bezug auf die „großen“ Sprachen und Kulturen der zentrale Gegenstand der Debatte. In großem Maße bestimmte er die Richtung der kontrastiven Untersuchungen in den 80er Jahren oder sogar bis Ende des letzten Jahrhunderts (z. B. CCSARP / Cross-Cultural Speech Act Realization Project). Im Rahmen der interkulturellen Pragmatik hat Anna Wierzbicka einen beachtlichen Ansatz vorgeschlagen.

Eine methodologische Klarheit und Vorsicht sind bei der Formulierung von Schlussfolgerungen in derartigen Arbeiten unabdingbar. Die schnelle Abwertung von unseren Interpretationen stellt auch ein anderes Problem dar: die grammatischen Systeme ändern sich langsam, die diskursiven Systeme „pulsieren“ aber dynamisch. Viele Entdeckungen in der interkulturellen Pragmatik haben einen historischen Vorzug. Das betrifft auch die Unterschiede in der Einstufung der Kommunikationsstile.

Worauf soll man noch aufmerksam machen? Auch auf die Reichweite! Einerseits fühlen wir uns berechtigt, die sprachlichen und kulturellen Phänomene zu interpretieren, die uns bekannt sind. Andererseits verlockt uns die Entfernung und das bedeutet Hineinkommen in das „Fremde“, in die uns nicht bekannten epistemologischen und vermittelnde Systeme. Und hier haben wir ein Problem: die Interpretation aus zweiter Hand, nicht selten auch aus dritter Hand, d.h. Deuten und Interpretieren von fremden Deutungen und Interpretationen. Eine derartige Übertragung erfolgt meistens mittels des Englischen. Im Endergebnis kehren wir zur Frage des tertium comparationis zurück und somit auch zur Frage der Glaubwürdigkeit von unseren Annahmen und Lösungen.

Jedes Forschungsprojekt, das auf den Vergleich von Welten (deren Sprachbildern) abzielt, sollte für „jede Eventualität“ offen bleiben. Man darf also nicht von Anfang an Wissens- und Grammatiksysteme ausschließen, die sich grundsätzlich von den angenommenen Prämissen unterscheiden. Aber man darf auch nicht die Frage nach dem kognitiven, erkenntnisbezogenen und vorstellungsbasierten Zugang von solchen uns entfernten Lösungen verbieten. Anders formuliert: wir werden mit der Schwierigkeit konfrontiert, wie wir

bestimmte Sachen übertragen sollen, die uns unverständlich sind und wofür wir in unserer Sprache keine Werkzeuge haben. Eine Menge an Beispielen liefert die anthropologische Linguistik oder linguistische Anthropologie, die meines Erachtens eines der Fundamente der interkulturellen Pragmatik darstellt. Die Funktionen von Klassifikatoren oder von den sog. evidentials könnten ein Beispiel für derartige Hindernisse sein.

Die Reflexion über die entfernten Kulturen (und über die Kommunikationssysteme) erfordert eine mentale Anstrengung. Es entstehen folgende Fragen: was und mit welchem Ziel soll man mit so einem diffusen Wissen machen? Es geht mir hier vor allem um die akademische Vermittlung im Bereich der weit gefassten intersprachlichen und interkulturellen Vergleiche. Um aber die Kontinuität von kontrastiven Untersuchungen gewähren zu können, ist eine derartige Didaktisierung notwendig. Aber aus der Sicht der Studierenden lassen sich Reflexionen über „exotische“ Kulturen (Texte) leicht als (scheinbar!) überflüssige Dinge einstufen, besonders heute – im mir vertrauten akademischen Umfeld – in der Zeit der Kommerzialisierung der Universitäten oder der Notwendigkeit der Fachausbildung (Dolmetscher!). Dabei hilft aber auch die eigentümliche Tabloidisierung der Didaktik nicht, auch nicht im Bereich der interkulturellen Kommunikation, denn dabei würde die Wissensvermittlung auf eine anekdotische Art und Weise reduziert: Neuigkeiten, kontextentrissene Beispiele, oft dieselben Begriffe wie im Falle von Sapir und Whorf. Es ist (heute?) wirklich schwierig, auf dem akademischen Markt ein linguistisches Angebot für die Didaktik der interkulturellen Kommunikation zu entwickeln und zu verkaufen. Ein Beispiel und zugleich Opfer für diese Schwierigkeiten war auch mein Angebot des englischsprachigen Masterstudiengangs in diesem Bereich, das wegen fehlender Nachfrage gescheitert ist. Andererseits schlummert in der Bevölkerung das Interesse an dem, was anders ist und es offenbart sich ein soziales Bedürfnis, Beziehungen zu dem Anderen herzustellen. Die Verwunderung über das Andere, auch wenn es kaum verstanden wird, könnte ein Gegenstand der Reflexion sein, die für die Gestaltung der sozialen Beziehungen von besonderer Bedeutung ist, wie z.B. für Toleranz und Achtung für andere Welten.

Bartmiński: Ich würde mich konzentrieren auf unterschiedliche Textsorten und unterschiedliche Konzeptualisierungen von (nicht selten semantisch identischen) Begriffen wie Würde, Souveränität, Nation, Patriotismus, Solidarität, Toleranz, Freiheit, Fortschritt usw.

Spillner: Es sollte vor allem um Herausarbeitung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Bedeutungskategorien, kommunikativen Handlungen (z.B. Anrede, Höflichkeit, Begrüßung, Argumentation) und textuellen Konventionen gehen.

Desiderata bestehen nach meiner Meinung noch im Bereich der Fachsprachen (vor allem gesprochen) und der multimodalen Texte.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Sprachwissenschaftler stehen oft vor dem Dilemma, wie sie mit den aus den kontrastiven Analysen identifizierten Gemeinsamkeiten und Differenzen umzugehen haben. Inwiefern sollen/dürfen die Linguisten nach Erklärungen (soziologischer, kulturwissenschaftlicher, politikwissenschaftlicher Natur) suchen oder es bei der Beschreibung von sprachlichen Gemeinsamkeiten und Unterschieden belassen?

Adamzik: Die Antwort auf diese Frage kann sehr kurz ausfallen: M.E. ist es – jedenfalls auf der Textebene – ganz und gar unproduktiv, sich auf die Beschreibung von sprachlichen Phänomenen zu beschränken.

Skog-Södersved: Meiner Meinung nach, gibt es keinen Grund sich stets ausschließlich mit einer Darstellung der festgestellten Gemeinsamkeiten und Unterschiede zweier oder mehrerer Sprachen zu begnügen. Das heißt nicht, dass dies manchmal nicht genug wäre, aber wenn man gewisse Phänomene erklären möchte, finde ich es etwas merkwürdig, dabei nicht interdisziplinär vorzugehen.

Batmiński: Die festgestellten intersprachlichen Unterschiede haben selbstverständlich ihre historischen und kulturellen Ursprünge und erst deren Aufdeckung (das ist keinesfalls leicht) verleihen solchen Untersuchungen Geschmack und Anmut.

Musolff: Eine nicht-explanative ‚bloße‘ Beschreibung von inter-sprachlich kontrastiven Strukturen ist eigentlich nicht möglich, da jede Beschreibung theoriegeleitet ist und epistemologische Vorannahmen machen muss. Diese Annahmen sind in jedem Fall zu reflektieren und explizit zur Diskussion zu stellen, wobei sich die Bezugnahme auf die sozioökonomischen und -kulturellen Rahmenbedingungen sprachlicher Kommunikation nicht vermeiden lässt. Es geht aber dabei nicht darum, den explanativen Anspruch der Linguistik auf sozialwissenschaftliche Ansätze ‚abzuschieben‘, sondern vielmehr darum,

Erklärungsansätze so miteinander zu vergleichen und zu kombinieren, dass eine möglichst plausible und empirisch zumindest prinzipiell falsifizierbare Hypothese zur Begründung der ermittelten sprachlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede formuliert werden kann.

Spillner: Sie dürfen weiterreichende Analysen durchführen, wenn sie dafür die gleichen methodisch strengen Kriterien anlegen (z.B. die Beachtung des tertium comparationis) wie für rein sprachbezogene Vergleiche.

Duszak: Ich sehe eine solche Möglichkeit nicht. Also ich weiß nicht, was heute bedeutet, „es bei der Beschreibung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten auf der sprachlichen Ebene zu belassen“. Ich verstehe, dass wir nicht versuchen, die kognitivistischen und pragmalinguistischen Grundlagen der gegenwärtigen Sprachwissenschaft infrage zu stellen, also auch nicht das Durchstöbern in den Köpfen der Menschen, unabhängig davon, was uns die Sprachform „zeigt“.

Wenn man die Sache aus anderer Perspektive angeht, d.h. ob sich Sprachwissenschaftler an Analyseinstrumente der Soziologen, Politologen, Psychologen oder Historiker vergreifen sollen, hängt das vom Gegenstand und den Zielen der Forschung ab. In vielen Fällen würde ich diese Frage durchaus bejahen. Ein gutes Beispiel dafür ist die kritische Diskursanalyse oder die kritischen Diskursstudien. Ein anderes, von Außen gewonnenes Fachwissen ist dafür unabdingbar, abgesehen von den Zweifeln oder Schwierigkeiten, die mit dessen Re-Kontextualisierung sowie mit dem zusammenhängt, was Fairclough Kallibration von Begriffen, Kategorien und Methoden für den Bedarf einer anderen Fachdisziplin nennt. Da die Diskursanalyse, insbesondere in ihrer kritischen Version, über die (linguistische) Textanalyse hinausgeht und dabei auch die soziale Komponente umfasst, ist der Rückgriff auf das Instrumentarium der Sozialwissenschaften unvermeidlich. Zu der (qualitativen und quantitativen) Textanalyse kommen auch Interviews, case study, Umfragen sowie Deliberationsumfragen. Nicht immer handelt es sich um neue Methoden, die ethnografischen Methoden haben z.B. eine lange Tradition in der Sprachwissenschaft. Doch von Bedeutung ist der zunehmende Anteil von solchen Instrumenten für die Analyse der (interkulturellen) Kommunikation, die nicht-linguistischer Herkunft sind, bei denen eine vergleichende Dimension vorausgesetzt wird.

Eine solche Situation provoziert grundsätzliche weitere Fragen: Interdisziplinarität und Dialog unter den Disziplinen und damit ist die Frage nach der Identität der Linguistik verbunden. Wir sind heute Zeugen der weiteren (und neuen) Fragmentarisierung der Linguistik als Disziplin,

wobei ihr bedeutsamer Teil, nämlich die Analyse des Sprachsystems, nicht mehr im Zentrum steht. Aber gehört die Kritische Diskursanalyse noch zur Linguistik? Ein Forscher aus diesem Bereich antwortete auf meine Frage, ob er sich als Linguist fühlt, wie folgt: Wer ist ein Linguist?

Der „Tod“ der Linguistik als Wissenschaft, die ihre institutionelle Identität und eine Position auf dem Markt der Bildungsangebote besitzen sollte, würde eine Gefahr für die kontrastiven Analysen bedeuten. Die Exklusivität wird zum Sargnagel der Universität, worüber ich schon öfters geschrieben und gesprochen habe. Die Gefahr ist besonders groß in solchen Bereichen, in denen man sich leicht mit dem Virus der „instrumentalen“ Einstellung zur Sprache anstecken kann. So soll der Fremdspracherwerb heute vor allem erleichtern, statt linguistischem Fachwissen berufsorientiertes Wissen zu erwerben, um so leichter auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Demzufolge unterliegen vor allem die Anglistikstudierenden einer „Pragmatisierung“ des Bewusstseins, um hier an die Diagnose der Soziologen anzuknüpfen. Gute Englischkenntnisse sollten das Katapult für den sozialen Aufstieg sein, am besten als Übersetzer in den EU-Institutionen.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Angenommen, dass Linguisten den Versuch unternehmen sollten, die identifizierten kulturbedingten Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu erklären, dann ist die Frage, ob es methodische/methodologische Hinweise gibt, wie man die Bezugnahme auf die Stereotype und Verallgemeinerungen meiden sollte. Sind alle Gemeinsamkeiten und Unterschiede kulturspezifisch?

Adamzik: Ich halte es für sehr wichtig, sich stets bewusst zu sein, dass keineswegs alle Gemeinsamkeiten und Unterschiede umstandslos als kulturspezifisch zu betrachten sind – wobei sich noch die Frage stellt, was man unter Kultur verstehen will. Nur bei sehr kleinen Sprachgemeinschaften (denen, die vom Aussterben bedroht sind) darf man allenfalls damit rechnen, dass sie auch eine einigermaßen homogene kulturelle Gemeinschaft darstellen. Als Träger von Kulturen kommen Kollektive aller Art in Frage, und es ist ja inzwischen auch außerhalb der Wissenschaft ganz üblich, von Unternehmenskulturen usw. zu sprechen. So gehört jedes Individuum gleichzeitig verschiedenen Kulturen an bzw. positioniert sich in Bezug auf verschiedene Kollektive. Denn Kulturen sind ja sehr dynamische Größen.

Was die Stereotype angeht, so mag meine Antwort vielleicht erstaunen: Ich bin der Auffassung, dass man die Bezugnahme darauf keineswegs meiden sollte. Im Gegenteil: Es ist sehr wichtig, dass man sich ihrer bewusst ist bzw. wird. Kulturelle Sozialisation besteht ja

darin, dass man die Denk- und Verhaltensweisen, die Werthaltungen usw. der Bezugsgruppe erlernt. Dazu können dann auch negative Vorstellungen von Fremdgruppen gehören. Solche Vor-Urteile sind aber nur ein Unterfall dessen, was man heute meist kognitive Schemata nennt. Und diese sind für das Wahrnehmen, Denken, Handeln und Fühlen völlig unverzichtbar. Die Forderung, dass man keine Vor-Urteile haben sollte, scheint mir daher etwa so sinnvoll wie der Wunsch, in unserem Essen möge keine Chemie sein.

Das heißt natürlich nicht, dass man in Stereotypen befangen bleiben muss. Zu leugnen, dass alle sie haben, ist allerdings der sicherste Weg, sie unbemerkt wirken zu lassen.

Skog-Södersved: Auf Stereotype möchte ich hier nicht näher eingehen, sondern werde mich nur zu Verallgemeinerungen äußern, denn manchmal werden diese vielleicht allzu schnell gezogen. Nach einer Untersuchung kann man ja im Prinzip nur Schlussfolgerungen in Bezug auf das eigene Material ziehen. Um etwas generalisieren zu können, muss statistisch einwandfrei gearbeitet werden, damit davon ausgegangen werden kann, dass die Analyseergebnisse möglichst zuverlässig sind und so gewisse Verallgemeinerungen wirklich erlauben. Diese sind, wenn sie also abgesichert sind, möglich, dagegen sind Verallgemeinerungen subjektiver Art zu meiden. Was sogenannte kulturbedingte bzw. kulturspezifische Unterschiede und Gemeinsamkeiten betrifft, meine ich, dass es kaum möglich ist, scharfe Grenzen zu ziehen. Stets mit „Etiketten“ zu arbeiten kann sich manchmal auf das Beobachtungsvermögen negativ auswirken.

Musolff: Meines Erachtens ist es oft nützlich von Stereotypen auszugehen und diese kritisch anhand empirischer Befunde in Frage zu stellen. Die empirisch beobachtbare Variation sowohl auf inner- wie inter-sprachlichen/-kulturellen Ebenen kann nicht nur dazu dienen vortheoretische Stereotypen als zu starke Verallgemeinerungen zu entlarven, sondern auch die – zumeist nicht reflektierte – „nationale“ Auffassung des „Kultur“- und „Sprach“-Begriffs kritisch zu hinterfragen. Damit verschiebt sich auch die dichotomisierende Problemstellung, ob alle sprachlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede kulturspezifisch sind, zu der realistischeren und empirisch zu analysierenden Frage, inwieweit sie kulturbedingt sind und welche weiteren Faktoren eine Rolle spielen.

Duszak: Diese Frage ist teilweise mit der vorherigen verbunden. Um nicht in die Falle von Stereotypen und falschen Verallgemeinerungen usw. zu tappen, sollte man eine wissenschaftliche Strenge behalten, also das teritorium comparationis suchen. Zusätzlich

sollte, falls möglich, Kontrollfilter genutzt werden, die beispielsweise der methodische Eklektizismus ermöglicht, d.h. der Rückgriff auf unterschiedliche Analysemittel, worüber ich schon gesprochen habe. Wichtig sind auch die technologischen Möglichkeiten, die die Herstellung von elektronischen Sprachkorpora und die Anwendung von statistischen Methoden möglich machen. Sie helfen dabei, die Intuition des Forschers zu objektivieren, wenigstens für bestimmte Ziele und in bestimmten Analysebereichen.

Der Rückgriff auf die kulturelle Spezifik ist dabei insofern berechtigt, als wir Klarheit bekommen über unser (irgendjemandes) Verstehen dessen, was Kultur ist. Bekannt ist, dass die Bestimmung von Kultur ein großes Problem für linguistische und kontrastive Forschungen darstellt, ähnlich wie für die anderen Disziplinen, in denen dieser Begriff eine zentrale Rolle spielt. Viele Arbeiten sind entstanden beim konnotativen Verständnis dessen, was kultureller Kontext, dominierendes Wertesystem oder sogar Ideologie ist. Wir haben eine Menge von bereits gesetzten und neu entstehenden Kulturdefinitionen. Die Einteilung in Makro-Kulturen hat sich nicht so richtig bewährt, besonders wenn man die innere Schichtung jeder Kultur, die Dynamik ihrer Entwicklung sowie ihre infolge der Beziehungen mit anderen Kulturen erfolgende Evolution berücksichtigt, was besonders in der Zeit der Globalisierung stattfindet. Im Endergebnis kann angenommen werden, dass jeder Kommunikationstyp eine interkulturelle Dimension aufweist. Dies verschiebt aber nur das Problem, löst es jedoch nicht.

Selbst das Verhältnis von Kultur und Sprache erinnert in etwa an das Dilemma: was war zuerst da: die Henne oder das Ei? Folgt z.B. der teutonische Stil in der Wissenschaft aus der kulturellen Dominante in der wissenschaftlichen Welt (Intellectualisierung des Erkenntniswissens) oder eher aus den strukturellen Bedingungen der Sprachen, die dem Prinzip huldigen: die Grammatik erleichtert oder bestimmt sogar gewisse Textualisierungsschemata von Bedeutungen.

Bartmiński: Es ist schwer zu verallgemeinern, aber die Kulturspezifika kann man sicher auf der Ebene der Äußerungsorganisation sowie der allgemein anerkannten und in einem Kulturkreis praktizierten Textmuster aufdecken. Ist *gawęda*¹ nicht ein Erzeugnis der polnischen Adelskultur oder die Leichenpredigt (das Element der altpolnischen *pompa funebris* – mit Sargporträt, gemalt für Zwecke des sarmatischen Begräbnisses? Altpolnische und Volksweihnachtslieder? Die politischen Anzeigen in kommunistischen Zeiten (heute im

¹ Anspruchslose literarische Erzählung in Prosa oder in Versen, im Plauderton gehalten.

Archiv von Instytut Pamięci Narodowej/Institut für Nationales Gedenken zugänglich)? Die gegenwärtigen Bewerbungen und Selbstpräsentationen verletzen das traditionelle polnische Postulat der Bescheidenheit. Die Kulturspezifik der Textsorten und Textmuster ist offensichtlich, fällt auf und ist analysewert, auch im kontrastiven Bereich.

Spillner: Natürlich sind nicht alle Gemeinsamkeiten und Unterschiede kulturspezifisch, z.B. die meisten phonetischen Kontraste. Fraglich ist auch die prinzipielle Annahme einer kulturkontrastiven Grammatik. Da es hier nur um die eigene Meinung geht: ich habe zu den methodischen Fragen ausführlich Stellung genommen in Spillner 1997 und 2005.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Inwiefern beeinflusste die pragmatische Wende die Richtung und den Umfang der kontrastiven Arbeiten? Welche Ziele sollten Linguisten mit ihren kontrastiven Arbeiten verfolgen?

Spillner: Gemeinsam mit der textlinguistischen Fundierung hat die pragmatische Wende die kontrastive Forschung grundsätzlich umorientiert. Der Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der kommunikativ, semiotisch und interkulturell orientierten Kontrastiven Textologie. Idealtypische Theorieansätze wie zum Beispiel die Sprechakttheorie sind dafür nicht geeignet.

Adamzik: Die sog. pragmatische Wende ist für mich ein äußerst zweischneidiges Schwert. Im deutschen Sprachraum – und es ist ja wohl überwiegend dort, dass man mit diesem ‚epochalen‘ Einschnitt rechnet – hat sie sich (jedenfalls in der Textlinguistik) derartig massiv mit der Sprechakttheorie liiert, dass frühere und andere viel richtiger als pragmatisch zu qualifizierende Ansätze sogar in den Hintergrund traten. Die Sprechakttheorie ist universalpragmatisch ausgerichtet, fast ausschließlich an zweckrationaler Kommunikation interessiert und überdies sprecherfixiert. Für kulturkontrastive Untersuchungen erweist sie sich damit als ziemlich ungeeignet, besser scheint mir eine Orientierung an Ansätzen, die man heute wohl am ehesten der Sozio- oder Variationslinguistik zurechnet.

Musolff: Kontrastive Arbeiten sind für die Pragmatik unabdingbar, um Übergeneralisierungen von einzelsprachlich (Englisch) oder ethnozentrisch (Europa- USA) beschränkten Analysen auf scheinbar „universale“ Phänomene zu vermeiden. Interkulturelle kontrastive Analysen haben durch die Einbeziehung pragmatischer und diskursanalytischer

Fragestellungen sowohl an theoretischer Tiefe als auch in Hinsicht auf sprachdidaktische, therapeutische und weitere gesellschaftlich relevante Anwendungen gewonnen (z.B. Arzt-Patienten-Kommunikation, Übersetzer-/Dolmetschertätigkeit).

Duszak: Die Antwort ergibt sich einigermaßen aus dem, was ich bereits gesagt habe. Wesentlich ist hier einerseits die Frage nach der Identität der Linguistik und andererseits nach der linguistischen kontrastiven Forschung. Aus gesellschaftlicher Sicht ist die Bewertung als finale Dimension der Beschreibung von Ähnlichkeiten und Unterschieden zu betrachten. Es geht darum, das Bild des Anderen, anstatt des Fremden zu konzeptualisieren und zu zeigen, dass die Unterschiede auch in einen Dialog gebracht werden können, um dabei an Bachtin anzuschließen. In künftigen Projekten für kontrastive Forschung, die auf der linguistischen, gesellschaftlichen und kritischen Grundlage arbeiten sollen, sehe ich vor allem den Raum für axiologische, ethische und ästhetische Reflexionen.

Bartmiński: Ich denke, dass genauso wichtig wie die Unterschiede (die als erste auffallen) auch die Gemeinsamkeiten sind. Z.B. ist das deutsche und russische Verständnis von Vaterland/Heimat sehr ähnlich, denn unsere Nachbarn unterscheiden zwischen dem Vaterland (russ. otečestvo) und der Heimat (russ. rodina). Wir Polen haben nur einen Begriff dafür, in dem sowohl das Nationale als auch das Persönliche enthalten ist.

Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur: Welche Rolle kann in der Zeit der Globalisierung, des dynamischen Kulturtransfers, der Hybridisierung den kontrastiven Analysen zukommen? Welchen praktischen Wert haben bzw. sollen die kontrastiven Arbeiten haben?

Duszak: In Bezug auf die vorherige Aussage kommt es durchaus zur Verflachung von Differenzen in Kommunikationsstilen, darunter in der Kommunikation der Wissenschaft in unterschiedlichen Kulturbereichen, die bisher ein Wirkungsfeld von diversen Mustern waren, wie z.B. ein teutonisches, sächsisches oder orientales Muster. Das bedeutet keinesfalls eine volle Unifikation, aber eine gewisse Akkommodation von globalen Präferenzen in der Kommunikation im wissenschaftlichen Bereich sowie in anderen sozialen Bereichen. Zu Recht wird in dem Zusammenhang auf solche Werte wie Interaktionalität, Umgangssprachlichkeit, Selbstwerbung oder Visualisierung der Kommunikationsstrategien

hingewiesen. Zweifelsohne sind in dieser Hinsicht die neuen Medien kritisch zu bewerten, darunter im Bereich der Bewirtschaftung und des Managements von Cyberspaces.

Spillner: Methodisch fundierte und auf explizitem tertium comparationis beruhende Textsortenvergleiche können Kulturunterschiede, viele sprachlich-kulturellen ‚Falschen Freunde‘, Kulturtransfer und kulturell bedingte Missverständnisse aufdecken und analysieren.

Bartmiński: Die kontrastiven Untersuchungen sind zweifellos eine Notwendigkeit unserer Zeit. Auch wenn sich daraus kein praktischer Wert ergibt, dann werden wir durchaus besser verstehen, wo die Kommunikationsbarrieren liegen.

Musolff: Kontrastive Arbeiten sind unverzichtbar, um die Herkunft von Hybridbildungen sowie die Prozesse ihrer Herausbildung zu verstehen. Ihre Kenntnis ist notwendig für ein kritisches Sprachbewusstsein aller Sprecher und in wissenschaftlicher Hinsicht für das Verständnis von Sprachwandelprozessen.

Skog-Södersved: Kontrastive Arbeiten sollen nicht nur neue Erkenntnisse ergeben, sondern Kommunikation in jeder Weise und Offenheit anderen Sprachen und Kulturen gegenüber fördern.

Adamzik: Vielleicht sollten wir die genannten Entwicklungen insofern als Chance begreifen, als sie uns zwingen, das Kohärenzmodell von Kultur endgültig zu verabschieden. Es war auch in früheren Zeiten nicht angemessen, denn Kulturen sind wie Sprachen in ständiger Bewegung, existieren nur dadurch, dass ihre Mitglieder sie immer wieder neu – aber nie identisch – hervorbringen. Etwas grob gesagt: Der dümmste Schluss, den wir ziehen könnten, bestünde darin, nun mit einer sich homogenisierenden Weltkultur zu rechnen. Die Kulturen vereinheitlichen sich nicht, sondern sie diversifizieren sich und stellen jedes Individuum vor die inzwischen ungleich schwierigere Aufgabe, sich in der Vielfalt und dem ständigen Wandel zu orientieren und zu positionieren. Kontrastive Arbeiten haben angesichts dessen nur umso mehr Gewicht und praktische Bedeutung.

Literaturhinweise von Bernd Spillner:

Ansätze zu einer kontrastiven Semantik. Untersuchungen am Beispiel deutscher und französischer Verbalphrasen. In: Günter Schweisthal (Hrsg.): Grammatik – Kybernetik – Kommunikation. Festschrift für Alfred Hoppe, Bonn 1971, S. 76-95.

Kontrastive Semantik: Inhaltfaktorenvergleich und Übersetzung. In: Kongreßberichte der 2. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik. Sonderband der Zeitschrift IRAL 1971a, S. 35-41.

Kontrastive Pragmatik. In: Wolfgang U. Dressler/ Wolfgang Meid (Hrsg.): Proceedings of the Twelfth International Congress of Linguistics (Wien 1977), Innsbruck 1978, S. 705-708.

Aspects contrastifs d'une pragmatique textuelle. In: Dieter Kremer (Hrsg.): Actes du XVIIIe Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes, Université de Trier (Trèves), Tübingen 1988, tome V, S. 373-382.

Textsorten im Sprachvergleich. In: Wolfgang Kühlwein/ Gisela Thome/ Wolfram Wilss (Hrsg.): Kontrastive Linguistik und Übersetzungswissenschaft. Akten des Internationalen Kolloquiums Trier/Saarbrücken 25.-30.9.1978, München 1981, S. 239-250.

Methoden des interkulturellen Sprachvergleichs: Kontrastive Linguistik, Paralleltextanalyse, Übersetzungsvergleich. In: Hans Jürgen Lüsebrink/ Rolf Reinhardt (Hrsg.) [zusammen mit Annette Keilhauer und René Nohr]: Kulturtransfer im Epochenbruch. Frankreich-Deutschland 1770 bis 1815, 2. Bde., Leipzig 1997 [= Deutsch-französische Kulturbibliothek Bd. 9.1/9.2], S. 103-130.

Kontrastive Linguistik – Vergleichende Stilistik – Übersetzungsvergleich – Kontrastive Textologie. Eine kritische Methodenübersicht. In: Christian Schmitt/ Barbara Wotjak (Hrsg.): Beiträge zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich. Akten der gleichnamigen internationalen Arbeitstagung (Leipzig, 4.10. – 6. 10.2003), Band 1, Bonn 2005, S. 269-293.

Übersetzung der Beiträge von Anna Duszak und Jerzy Bartmiński: Waldemar Czachur, Wolfgang Schramm

Bearbeitung des Gesprächs: Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur
